

Zur Besinnung

Jetzt und immer

Gunda Mayer

Hoffen ist in diesen Tagen in vieler Munde – Hoffen auf Regen, auf Wirtschaftswachstum, auf gute Wahlergebnisse, auf einen guten Job, einen Erfolg des Klimagipfels oder, im persönlichen Bereich, auf Gesundung, den Schul- und Berufserfolg von Kindern und Enkeln, erträgliche Mietsteigerung, Weihnachten im Familienkreis...usw. Immer bedeutet Hoffen ein Ausstrecken auf Zukunft hin, Gutes erwartend, ersehnd, in dem Bewusstsein, dass etwas Unwägbares mitspielt, dass wir also das erstrebte Zukünftige nicht oder nur teilweise unter Kontrolle haben; die Verwirklichung hängt eben nicht (allein) von uns ab, es bleibt eine Unsicherheit.

Dennoch können wir nicht ganz ohne Hoffnung leben - wir würden uns die Motivation zum Handeln nehmen. Denn treibt nicht auch den sog. Pessimisten ein Fünkchen der Hoffnung an, nämlich dass wider alles Erwarten etwas gelingt, und sei es paradoxerweise nur, dass er Recht behält?

Rein rational betrachtet, müsste der Faktor „Unsicherheit“ in der Hoffnung wachsen, je ferner das Ersehnte ist, vor allem aber, je weniger wir darauf einwirken können. Das gilt für jede Hoffnung, ganz gleich, ob sie sich auf zeitnahe oder ferne, kleine oder weltbedeutsame Ereignisse oder Zustände richtet - oder auf eine letzte Zukunft hin, die über diese Welt und Zeit hinausgreift: Die eschatologische Hoffnung transzendiert das Diesseits in ein Jenseits, erstreckt sich über das irdische Leben hinaus auf ein Leben nach dem Tod. Der Tod lieber Menschen und unser Wissen um unseren eigenen Tod stellen die Frage nach dieser Hoffnung unausweichlich, ja, sie stellen diese Hoffnung selber in Frage. Merkwürdig aber: Immer wieder habe ich auch erlebt, wie wunderbar gerade hier, vor diesem unermesslichen Geheimnis, die Hoffnung von

Menschen wächst, an Festigkeit gewinnt; oder wie scheinbar glaubensferne Angehörige beim Tod geliebter Menschen Hoffnungsaussagen des Glaubens „ausgraben“, wiederentdecken, neu bedenken und ernstnehmen, vielleicht sogar Trost daraus gewinnen. Wer mag da von „billigem“ Trost und Selbsttäuschung sprechen, wenn so der Blick nach vorne gerichtet wird, wenn die Kraft zum Weiterleben, überhaupt der Gedanke an eine Zukunft, an ein sinnvolles Leben hier und jetzt, daraus geschöpft wird?

Nicht umsonst zählt Kant die Frage „Was darf ich hoffen?“ zu den drei Grundfragen, die zu stellen die menschliche Existenz auszeichnet. Seine Antwort auf die Frage nach dem Gegenstand der Hoffnung: Unsterblichkeit der Seele und Glückseligkeit – und zwar als notwendige Bedingungen für die Geltung des kategorischen Imperativs, letztlich für Sinnhaftigkeit und Möglichkeit von sittlichem Handeln überhaupt. Damit verweist Kant von philosophischer Seite auf die eschatologische Hoffnung als Antrieb und Motor zum verantwortlichen Handeln.

Ganz erfahrungsbezogen bestätigte sich mir dieser Zusammenhang in einer eindrucksvollen Begegnung mit Ordensfrauen, mit denen mein Mann und ich in diesem Sommer ins Gespräch kamen bei einem Freundschaftsbesuch im Kloster der „*Monastischen Familie von Bethlehem*“ auf der Kinderalm, hoch über St. Veit im Pongau. Drei Tage lang hatten wir dort gelebt, herzlich begrüßt, aufgenommen und versorgt von Freude ausstrahlenden Schwestern jeden Alters - der Klostername „*Maria im Paradies*“ schien irgendwie passend. Wir hatten an der Liturgie teilgenommen, und wir, als langjährige Familienfreunde einer Schwester, durften ganz viel Zeit mit ihr verbringen – die Schweigepflicht wird in diesem an sich beschaulichen Orden für alle Schwestern, die Gäste (geistlich) betreuen, aufgehoben.

Am letzten Abend nun saßen wir mit unserer 75jährigen Freundin und der jungen Stellvertreterin der Oberin zusammen, sprachen wieder einmal über ihre Erfahrungen mit dem Ordensleben, und ich stellte an jede die ganz persönliche Frage: Worauf hoffst Du?

Die Antwort kam fast im Chor: „das ewige Leben bei Gott“, und dann, erklärend, diese katechismusreife Antwort existenziell füllend: „Ich hoffe, dass das, was jetzt gut ist, dann ganz und dauerhaft da ist, ein Leben in Fülle sozusagen; dass ich erlebe, dass meine Ausrichtung richtig war, mein Glaube wahr war“

„Dass das, was jetzt gut ist, dann ganz und dauerhaft da ist.“-Unwillkürlich sehe ich ein Bild vor mir, eher eine reale Szene, ob im Diesseits oder Jenseits, bleibt zunächst offen. Gemeint ist der Epilog, der später angehängte Schluss des Johannes-Evangeliums (Jo 21,1-19): die Erscheinung des Auferstandenen vor seinen Jüngern am See Tiberias.

Die Situation: Nach den schrecklichen Ereignissen in Jerusalem, dem Kreuzestod ihres Herrn und ihrem eigenen schmachvollen Versagen bis hin zur Verleugnung - nur Johannes blieb bei Jesus unter dem Kreuz, alle anderen hatten ihn allein gelassen, Petrus ihn sogar verleugnet - herrschen Angst, Ratlosigkeit und Scham unter den Jüngern; die erhoffte Zukunft ist gestorben. Erste Auferstehungsbotschaften können sie (noch) nicht glauben, ihre Erfahrungen nicht begreifen. Sie sind wie gelähmt; Rückkehr in den Alltag scheint da naheliegend, schließlich muss man ja überleben, die Familie ernähren - ein Akt der Resignation und des praktischen Überlebenssinns. Es ist bezeichnenderweise Petrus, der diese Initiative ergreift. Seine Idee, fischen zu gehen, klingt wie ein Entschluss nach langer Zeit des Wartens und des Stillstands.

Eigentlich eine ganz vernünftige Idee, aber am Ende aller Kräfte, verzagt, ohne Hoffnung, wie sie sind, gelingt den Jüngern auch diese an sich gewohnte Aktion nicht; müde, erschöpft und sicher auch hungrig kehren sie von ihrer erfolglosen nächtlichen Fangreise zurück. Nicht einmal mehr das Gewohnte schaffen sie, in ihren Köpfen und Herzen gibt es nur noch Scham und

Verzweiflung über das eigene Versagen, Angst wohl auch: Wie soll es weitergehen?

Wir können uns die Frustration der Jünger gut vorstellen, kennen wir das nicht aus eigener Erfahrung : Am Ende sein mit den eigenen Kräften, Plänen und Hoffnungen, ohne Perspektive, zu nichts mehr fähig sein? Und in diese Frustration hinein kommt einer, den niemand erwartet, den (noch) niemand erkennt, einer, der einfach da ist am frühen Morgen, sich um die Ratlosen kümmert, sie freundlich anspricht als „Meine Kinder...“, ihnen Mut macht zu erneuter Ausfahrt - eigentlich unsinnig nach dieser Nacht, sollte man meinen - und der dafür sorgt, dass sie einen überreichen Fang machen; er bringt so ihr angefangenes vergebliches Werk zu einem Ende in Fülle.

Es ist die Macht des Schöpfers, die sich in diesem Fang, in dem Beherrschen der (Meeres-) Geschöpfe zeigt. Johannes und Petrus erkennen, gemäß ihrer engen Beziehung zu Jesus, als erste den Auferstandenen und in ihm den „Herrn“ ,den kyrios – das ist mehr als ein Wiedererkennen, eine mehrdeutige Anrede nämlich, auch als Gottesbezeichnung gebräuchlich; spätestens hier wird die Erzählung durchsichtig als Bild für die Aussendung und Verkündigungsarbeit der Apostel, für das Handeln und Schicksal der Kirche – und als Selbstoffenbarung Gottes in Jesus: Dieser Gott ist da, auch und gerade, wenn Menschen ihn nicht erwarten, wenn sie am Ende sind; er kommt entgegen, er ruft, ermutigt zu neuem Aufbruch und gibt Kraft, wenn man sich darauf einlässt.

JAHWE, den ICH BIN BEI EUCH erfahren die Jünger hier und immer wieder. Die Geschichte der Apostel und der gesamten Kirche ist voll von solchen Erfahrungen – unsere eigene vielleicht auch. Aus der scheinbar historischen, auf Vergangenheit bezogenen Erzählung wird so eine Verheißung: Er wird auch uns, wenn wir am Ende sind, ausschicken, zum Aufbrechen aus Verzweiflung, Stillstand, Trauer befähigen, immer wieder, so hoffe ich. Er wird am Ufer, an meinem Rückzugspunkt, stehen und mir neue Wege weisen.

Meine Hoffnung reicht noch weiter – so wie das Erlebnis der Jünger: Am Ende, nach erfolgter

Fahrt, nach vollbrachtem Werk, empfängt der Herr die Seinen, die Müden, die Hungrigen, mit wärmendem Feuer und bereitet ihnen ein Mahl mit nährendem Brot und Fisch. Er bereitet ihnen ein Willkommen wie eine Mutter, fraglos, bedingungslos, reichlich; die vergangenen Ängste, Rätsel und Irritationen sind wie aufgelöst im Morgentau in der Gegenwart des Auferstandenen, in der unausgesprochenen, durch nichts mehr gestörten Gewissheit, dass Er es ist, der sie umfängt.

Zeit und Raum verlieren sich in diesem Moment, der so seltsam unwirklich erscheint ; Grenzen des Diesseits , der menschlichen Logik, werden überschritten in reiner Anschauung, reinem Erleben ,eine Ahnung , eine Vision von Ewigkeit vermittelt uns der Evangelist hier - und eine Selbstoffenbarung Gottes in Jesus: Er stillt unseren Hunger, er lädt die Hoffnungslosen, die verzagten Versager ein zum Mahl; das eucharistische Mahl schimmert hier durch, in dem der Auferstandene gegenwärtig ist - bis zum Mahl am Ende aller Zeiten, dem himmlischen Hochzeitsmahl, das kein Ende kennt, Bild für vollkommene, unauflösbare Gemeinschaft mit Gott.

Wer möchte nicht so empfangen werden? Ist das nicht eine Antwort auf unser menschliches Sehnen nach Ankommen, Geborgensein - nicht nur

vereinzelt, in Glücksmomenten, wo wir uns aufgehoben fühlen, wo wir durch verstehende Menschen das Ja Gottes erfahren, sondern auch in End-gültigkeit, wenn wir im wahrsten Sinn „am Ende“ sind, am Ende unserer Lebenszeit nämlich? Und sind jetzige, immer begrenzte, Erfahrungen von glückender Begegnung, von Gemeinschaft und Angenommensein, nicht Vorverweise, Hinweise darauf, dass solches möglich ist?

Wie sagte die Ordensschwester? „Ich hoffe, dass, das, was jetzt gut ist, dann ganz und für immer da ist.“ – Ja, das erhoffe ich auch.



Foto: Jutta Müller

Das Thema

Worauf können wir hoffen?

Für die letzte Heliandkorrespondenz in diesem Jahr haben wir ein Thema ausgesucht, das vermutlich viele von uns beschäftigt: „Worauf können wir hoffen?“ Zunächst fanden wir es schwierig, doch dann hat sich jede von uns, Christa, Mathilde und ich, dazu Gedanken gemacht. Wir haben uns vorher nicht verabredet, und so sind sehr persönliche Texte entstanden.

Christa befasst sich systematisch mit den verschiedenen Hoffnungen, die ihr Leben durchziehen. Für Mathilde stellt sich die Frage, was sie bei all den vielen Problemen unserer Welt hoffen darf. Ich habe mich durch einen Artikel im CiG zu Gedanken über Hoffnung im Christlichen Sinn anregen lassen. Freundlicherweise bekamen wir von P. Klaus Mertes SJ und dem Patmos Verlag die Erlaubnis, einen Artikel mit dem schönen Titel „Die Geduld des Esels – Warum Hoffnung es nicht eilig hat“ abzudrucken. Viele gute Gedanken beim Lesen!

Gertrud Singer

Welche Hoffnungen durchziehen unser Leben?

Christa Herrmann

Es gibt körperliche und seelische (psychische) Gefühle, Zustände, die den Menschen ein Leben lang begleiten, die quasi zum Menschsein dazugehören, die er nicht erwerben oder lernen muss, sondern die sich von selbst einstellen. Solch körperliche Gefühle sind z.B. Hunger und Durst, seelische dagegen Neugier, Angst usw. Das Begleitet-werden von solchen Gefühlszuständen ist die Voraussetzung für die körperliche und seelische Entwicklung des Menschen.

Ein solch existenzielles Gefühl ist auch die Hoffnung. Welcher Mensch kennt sie nicht? Und wer wüsste nicht viele von Hoffnung geprägte Geschichten in seinem Leben zu erzählen. Doch gerade, wenn man solchen Geschichten lauscht, merkt und erfährt man, dass dieser Begriff eine ungeheure Bedeutungsbreite und Bedeutungsvielfalt hat: Von der Hoffnung auf gutes Wetter bis hin zur Hoffnung auf die Auferstehung.

Zur besseren Klarheit und Einordnung auch meiner eigenen Hoffnungen möchte ich deshalb diesen so wichtigen Begriff in 3 Kategorien unterteilen, und zwar in

1. Alltagshoffnungen
2. Luxushoffnungen

3. existenzielle Hoffnungen

1. Alltagshoffnungen

Wie oft gebrauchen wir am Tag/in der Woche das Adverb ‚hoffentlich‘: Hoffentlich scheint morgen die Sonne; hoffentlich ist der Zug pünktlich; hoffentlich schmeckt das Essen; hoffentlich kann ich heute gut schlafen. Dieses „hoffentlich“ drückt Erwartungen aus, von denen ich glaube, dass sie mir guttun werden und mein Leben erleichtern. Allerdings hängen von ihnen keine wesentlichen Lebensbedingungen ab. Trotzdem ist, wenn wir einmal in uns hineinhorchen, der Tag gefüllt mit solch kleinen erhofften Wünschen und Erwartungen. Das kann uns sensibel machen für den Gedanken, dass auch im Alltäglichen nicht alles von uns und durch uns machbar ist, sondern dass unser in ein großes soziales Netz gespanntes Leben von vielerlei Faktoren und Zufällen abhängt, deren Erfüllung oder Vermeidung wir nur erhoffen können.

2. Luxushoffnungen

Anders verhält es sich mit der 2. Kategorie, mit den Luxushoffnungen. Beispiele dafür wären: Hoffnungen auf einen Lotteriegewinn; Hoffnung auf die erneute Meisterschaft von Bayern München; Hoffnung auf einen Papstbesuch in

Deutschland; Hoffnung auf eine gute Skisaison usw.



Gehen solche Hoffnungen nicht in Erfüllung, löst das zwar mehr oder weniger große Enttäuschung aus, aber es hat keinerlei Auswirkungen auf mein reales Leben. Denn diese Hoffnungen gründen nicht auf einem Mangel, sondern auf Wunschträumen.

3. Existenzielle Hoffnungen

Die 3. Kategorie betrifft die Art von Hoffnungen, die wir meinen, wenn wir in Gesprächen, im Nachdenken, in Auseinandersetzungen uns mit diesem Thema beschäftigen. Hier geht es um Hoffnungen, die für unser Leben nicht nur von Bedeutung sind, sondern die in unser Leben eingreifen, es radikal zum Guten oder Schlechten hin verändern können. Hoffnung auf einen Arbeitsplatz, auf eine bezahlbare Wohnung, auf eine positive Entwicklung der Kinder, auf Überwindung einer Krankheit gehören in diese Kategorie. Wer von uns Älteren, die den Krieg noch erlebt haben, kennt nicht noch die Hoffnung auf Überleben in den Bombennächten im Luftschutzkeller, oder die Hoffnung bei der Vertreibung im Viehwaggon auf ein neues Zuhause. Diese Hoffnungen sind existenziell und ihre Gefährten sind Angst, Sorge, ein Gefühl der Ohnmacht. Dennoch sind wir auch in solchen Situationen aufgefordert, alles, was in unseren Kräften steht dazu beizutragen, dass unsere Hoffnungen nicht ins Leere laufen, sondern sich erfüllen. Das heißt aushalten und durchhalten, nicht resignieren, sondern das, worauf ich hoffe, im Blick zu behalten. Wenn sich dann solche Hoffnungen erfüllen sprechen wir oft davon, dass das Schicksal es gut mit uns gemeint hat.

Das Mitwirken auf die Erfüllung hin gilt auch für die Hoffnung, die vom ersten bis zum letzten Tag über unserem Leben steht, die Hoffnung auf das eigentliche, endgültige Leben bei Gott. Von dieser Hoffnung hoffen wir, dass sie bis zum letzten Atemzug uns nicht verlässt. Sie ist die eigentliche, die alles tragende Hoffnung, die in uns gelegt ist, damit wir auf unserem Lebensweg eine Richtung erkennen, die wir nicht aus dem Auge verlieren sollten, auch wenn eine Erfüllung in diesem Leben, wie wir wissen und glauben, nicht zu erwarten ist.

Was darf ich hoffen?

Mathilde Pirzer-Hartmann

Angesichts der vielen negativen Szenarien um uns herum, schlechten Nachrichten, Katastrophen und Zukunftsaussichten fiel mir der Satz ein „Was darf ich hoffen?“ Das klingt philosophisch, und das ist er auch. Es ist der dritte Satz der „Kantischen Fragen“, seiner Grundfragen der Philosophie: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch? Als ich mich näher damit befasste, wurde mir klar, dass Kant anderes im Sinn hatte als ich. Ihm ging es um das Verhältnis von Glauben und Wissen. Für Kant basiert die Hoffnung auf dem Glauben.

Mit den Gedanken, die mir zurzeit durch den Kopf gehen, hat das aber nichts zu tun. Ich überlege mir, welche meiner Hoffnungen realistisch sind oder eher utopisch. Was Sinn macht zu hoffen, zumal ich mir so hilflos vorkomme angesichts so vieler Probleme, dass ich (fast) nichts tun kann zur Verbesserung oder gar Lösung.

Beispiele:

Klimawandel. Kommt es unausweichlich zur weltweiten Katastrophe? Oder gelingt es, die menschengemachte Erderwärmung zu stoppen? Darf ich hoffen, dass die Menschheit gemeinsam das schafft? Dass die Vernichtung des Regenwaldes aufhört, CO2 reduziert wird zum Beispiel durch Verzicht auf unnötige Autofahrten und Flugreisen, Produktion von Strom aus erneuerbaren Energien, neue technische Erfindungen und weltweite Umsetzung?

Weltwirtschaftskrisen als Folgen ungezügelter Kapitalismus. Werden Politik und Wirtschaft sie verhindern bzw. bewältigen?

Digitalisierung/KI. Was macht diese Entwicklung mit uns? Totale Überwachung, Manipulation? Oder greifen Möglichkeiten des Datenschutzes? Behält der Mensch die Herrschaft über die Maschine? Welche Menschen?

Europa. Wird die Idee eines geeinten Europa verwirklicht werden? Der Traum von friedlichem Zusammenleben? Bleiben wir von Krieg verschont – Hoffnung seit meiner Kindheit -? Setzen sich verantwortungsbewusste Politiker durch?

Demokratie. Wird unsere Demokratie überleben? Uns wird zunehmend bewusst, dass Demokratie nichts Selbstverständliches ist. Gefahr von rechts (Brecht: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch“). Wenn die Kluft zwischen Arm und Reich immer größer wird – gerät dann unsere Demokratie ins Wanken? Oder gibt es soziale Unruhen? Diktatur? Darf ich hoffen, dass unsere Gesellschaft die Schwierigkeiten meistert?

Demographie. Absehbar ist, dass unsere Gesellschaft überaltert. Es wird immer mehr alte und kranke Menschen geben. Wer wird sie versorgen, pflegen? Die Zahl junger Menschen sinkt. Worauf können wir hoffen?

Flüchtlinge, Zuwanderer. Wird man (wer?) es schaffen zu verhindern, dass immer mehr Menschen aus Not sich auf den Weg nach Europa machen? Zum Beispiel durch Verbesserung ihrer Situation in den Heimatländern, durch Beendigung von Kriegen? Wie verhindern, dass so viele Menschen auf der Flucht umkommen, in der Sahara verdursten, im Mittelmeer ertrinken? Werden die wohlhabenden Länder Europas ihren Egoismus und ihre Ängste überwinden und Geflüchtete aufnehmen? Kann Integration gelingen?

Es gibt natürlich auch noch ein paar **persönliche Bereiche**, die mich hoffen lassen. Zum Beispiel die Gesundheit im Alter. Hoffen, dass ich kein langes Leiden, keine Demenz, totale Abhängigkeit von Pflegenden ertragen muss. Oder die Gedanken über Sterben, Tod und Leben nach dem Tod: Was kann ich – realistischweise – hoffen? Gibt mir der Glaube Halt? Darf ich auf Jesu Zusage vertrauen?



Meine Hoffnung

Gertrud Singer

Seit wir uns für das Thema „Hoffnung“ entschieden haben, begegnet mir der Begriff an vielen Stellen: in der Zeitung, im Fernsehen, im Gespräch... Ich vermute, dass „hoffentlich“ im Alltag eines der meistgebrauchten Worte ist, weil es so vieles gibt, was wir nicht wissen, sondern eben nur hoffen können. „Die Hoffnung stirbt zuletzt“, dieses geflügelte Wort klingt für mich wie Vertröstung, denn eigentlich sollte ich aufgeben! Mir begegnete das Zitat von Vaclav Havel: „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass es Sinn hat, egal wie es ausgeht. „Auch ein Wort von Sören Kierkegaard: „Hoffen heißt, die Möglichkeit des Guten erwarten. Die Möglichkeit des Guten ist das Ewige.“

Im „Christ in der Gegenwart Nr. 34“ fand ich einen Artikel von Michael Seewald (Theologieprofessor in Münster), der sich sehr grundsätzlich mit Hoffnung befasst, besonders mit Hoffnung in der religiösen Rede. „Ob Lob und Klage, Bitte und Dank tatsächlich einen Adressaten haben, ob also jemand da ist, der sie hört, lässt sich nicht wissen, sondern nur erhoffen. Die Eigenheit religiöser Rede besteht darin, dass sie die Nichtselbstverständlichkeit der Welt hoffend ins Wort fasst. Will man das, was Hoffnung im christlichen Sinne bedeutet, treffend erfassen, darf man um eine grundlegende Einsicht nicht herumreden: Hoffnung setzt die Existenz von etwas Defizitären voraus.“ So hofft ein Kranker auf Heilung, ein in Schwierigkeiten Geratener auf Hilfe. Wenn wir selbst keine Hilfe finden, finden wir uns nicht damit ab, sondern hoffen auf eine außerweltliche Instanz, die wir Gott nennen können.

„Der christliche Glaube tut dies in einer doppelten Weise. Er gibt nicht nur einen Gegenstand der Hoffnung, sondern auch einen Grund der Hoffnung an: das Evangelium von Jesus Christus (Mk.1,1). Jesus ist also der Grund christlicher Hoffnung und die Gemeinschaft mit Gott, die in ihm zur personalen Darstellung gelangt, ist der Gegenstand dieses Hoffens.“ Im Hebräerbrief (11,1) heißt es: „Glaube heißt feststehen in dem, was man erhofft.“ Die Kirche vereint all die, die an Jesus glauben und auf ihn hoffen. Sie muss auch heute noch die

Frohbotschaft, die „Hoffnungsbotschaft“, verkünden.

Als vor einigen Monaten mein Mann gestorben war, habe ich mich intensiv mit der Frage beschäftigt, worauf ich eigentlich hoffe, was ich nach dem Tod erwarte. Da bekam ich einen Text geschenkt, über den ich immer wieder nachdenke:

„Was uns fehlt. Wenn wir wüssten, was uns fehlt, hätten wir eine genaue Vorstellung von Gott und seiner Vollkommenheit, vom Paradies und vom Glück; aber wir wissen es nicht. Gott hat uns groß genug gemacht, als er uns das Gefühl und die Erkenntnis unserer Unvollkommenheit gab; das ist genug, um ihn zu lieben und zu glauben. Was uns fehlt, existiert, weil es uns fehlt, und wir werden haben, was uns fehlt, weil wir geschaffen sind, es zu wünschen und zu lieben. Unser Leben vergeht mit der Suche nach Gott, denn es vergeht mit der Suche nach dem, was uns fehlt.“ (Theodore Jouffroy 1.Hälfte 19.Jh.)



Die Geduld des Esels

Warum HOFFNUNG es nicht eilig hat

Klaus Mertes

Die Schwester der Hoffnung ist die Geduld, oder anders gesagt: Die Geduld ist die praktische Seite der Hoffnung.

Der Begriff »Hoffnung« steht in der paulinischen Trias zwischen Glaube und Liebe: »Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei...« (1 Kor 13,13). Charles Péguy¹ stellt die Hoffnung in einer Hymne als kleines Mädchen in die Mitte zwischen ihre beiden großen Schwestern Glaube und Liebe. Sie ist das Stehauf-Mädchen. Ich kenne solche Mädchen, und einige Jungen auch. Sie stolpern, werden zu Boden geworfen, belächelt, nicht beachtet, sie werden verlassen, und doch stehen sie immer wieder auf. Sie nehmen ihre Teddybären und Puppen, die in die Pfütze gefallen sind, unter ihre Arme und gehen

¹ Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung, Einsiedeln 1993.

weiter, obwohl der Weg schon gleich vorn wieder die nächste Kurve macht, so dass sie nicht sehen können, welche Gefahr sie womöglich dahinter erwartet. So gehen Flüchtlingskinder weiter, oft ohne ihre Eltern oder sogar ihren Eltern voran. Wenn ich sie in den Fernsehberichten über die großen Flüchtlingstrecken der Gegenwart oder auf anderen Bildern sehe, denke ich an Pèguys kleines Mädchen Hoffnung. Wer hofft, geht weiter, ohne zu wissen, was als Nächstes kommt. Man kann ja nur auf Unsichtbares hoffen, nicht auf Sichtbares, sagt Paulus sinngemäß (vgl. Rom 8,24).

Hoffnungsschwache Menschen erkennt man daran, dass sie es eilig haben oder dass sie stehen bleiben – oder eigentlich an beidem zugleich. Sie machen sich nicht auf einen langen Weg gefasst, und zugleich konzentrieren sie sich nicht auf den nächsten Schritt. Sie verlieren sich zwischen diesen beiden Polen. Denn beides ist in Situationen dran, die die Hoffnung herausfordern: sich keinen Illusionen über die Länge des Wegs hingeben und zugleich nur den nächsten Schritt gehen – den allerdings! Es ist wie im dichten Nebel: Erst wenn man den nächsten Schritt gemacht hat, kann man sehen, welcher nächste Schritt möglich ist, und dies zugleich in der Gewissheit, dass sich die Summe der Schritte zu einem Weg zusammenfügen wird, der sich nicht im Kreis dreht. Das erfordert Geduld.

Einerseits hat die Hoffnung also eine passive Seite: In dem Begriff »Geduld« steckt ja das Wort »dulden«, die Bereitschaft also, etwas Schweres auf sich zu nehmen. Im entsprechenden griechischen Begriff für »Geduld« (hypomoné) steckt das Wort »bleiben« (menein). Hoffen und geduldig sein bedeutet: Drunter bleiben, nicht ausweichen, nicht in Panik losrennen oder resigniert stehen bleiben. Mein Bild für die Geduld ist der Esel: Er trottet mit gesenktem Kopf unter der Last auf seinem Rücken auf den Gipfel des Berges hoch, Schritt für Schritt.

Schritt für Schritt – das ist die aktive Seite der Hoffnung: Sie bleibt nicht stehen, sondern sie geht weiter. Wenn »Glaube« die Basis ist, die Entscheidung für ein Leben aus der Haltung des

Vertrauens heraus (siehe GLAUBEN), dann ist »Hoffnung« die Tugend für den Weg, für den langen Weg. Es gibt kein Stehenbleiben und schon gar kein Zurückgehen, denn es gibt ein Ziel. Im Te Deum heißt es: »Auf dich, Herr, habe ich gehofft. Ich werde nicht zuschanden werden.« Man könnte es in Gebetsform auch so formulieren: »Ich lasse mich nicht beirren. Du meinst es gut mit mir. Du fügst alles zum Guten.« Paulus verfällt in hymnische Sprache, wenn er das Ziel beschreibt. Sein Wort dafür ist »Herrlichkeit« oder auch »Glanz«: »Ich bin überzeugt, dass die Leiden der gegenwärtigen Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll« (Röm 8,18). Der Esel hat, so grau und müde er nach außen hin auch wirkt, im inneren Leben die Vorahnung eines großen Festes.

Manche Bestätigung der Hoffnung kann man dann schon auf dem Weg erleben: eine Quelle am Wegesrand für den Durst; einen Weggefährten, der sich für eine Etappe dazugesellt; ein Haus, das den Wanderer freundlich aufnimmt. Solche Erfahrungen bestärken die Hoffnungs-Gewissheit, dass am Ende des langen Weges nicht Abgrund und Leere stehen, sondern ein Ziel, das dem Weg nachträglich Sinn und Glanz verleiht.

Wer Menschen kennenlernen will, die aus der Hoffnung leben, dem empfehle ich, auf die Ausdauernden zu schauen, auf Personen, die im beruflichen Alltag, in der Verantwortung für andere, mit Lebenswunden im Herzen, mit unheilbaren Krankheiten und schweren Schicksalsschlägen leben, und die über

Das Thema ♦ HeliandKorrespondenz 4/19

Klaus Mertes



**Wie aus
Hülsen Worte
werden**

 PATMOS
 Glaube neu
buchstabiert

lange Strecken weitergehen, ohne zu verbittern. Über sie wundert sich sogar Gott: »Was mich wundert, sagt Gott, das ist die Hoffnung. Da komm ich nicht mit. Diese kleine Hoffnung, die nach gar nichts aussieht. Dieses kleine Mädchen Hoffnung. Unsterblich.«²

Mit freundlicher Genehmigung von Verlag und Autor.

Aus: Klaus Mertes, Wie aus Hülsen Worte werden. Glaube neu buchstabiert © Patmos Verlag.

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, 2018, www.verlagsgruppe-patmos.de

² Ebd., Seite 10

Redaktionsschluss

Redaktionsschluss für das Heft 1/2020 ist am **01. Januar 2020** (Nachrichten am **20. Dezember 2019**), Nachrichten, d. h. Termine, Berichte, Personalien, bitte weiterhin ausschließlich schicken an:

Karin Veit
Buchgasse 3
60311 Frankfurt
Tel. 069 463422
E-Mail: veitkarin@t-online.de

Literatur

Christiane Florin: Der Weiberaufstand

Warum Frauen in der katholischen Kirche mehr Macht brauchen

Ellen Fluhr

Das Heft 2 der Heliandkorrespondenz mit dem Thema „Frauen stehen auf“ veranlasste mich, im Zusammenhang mit der Aktionswoche „Maria 2.0“, meinen Informationsstand in dieser Thematik lektüre- und googlemäßig etwas zu vertiefen.

Der Zufall wollte es, dass genau am Sonntag in der Aktionswoche von „Maria 2.0“ im Mai die Journalistin und Politikwissenschaftlerin Christiane Florin bei uns in Karlsruhe-Durlach ihr Buch „Der Weiberaufstand. Warum Frauen in der katholischen Kirche mehr Macht brauchen“ vorstellte.

Sie beteuerte, sie sei selbst überrascht, dass gerade jetzt dieser „Weiberaufstand“ real stattfindet. Seit 2 Jahren schon tingelt sie mit ihrem Buch durch Deutschland. Aber bislang war der „Weiberaufstand“ nur eine aufputschende Wusch-Titelgebung. Jetzt sei diese Wunschvorstellung mit dem losgetretenen Frauenstreik Wirklichkeit geworden.

Sie trifft bei uns auf ein saalfüllendes Publikum von gut 60 überwiegend weiblichen Interessierten. Nach ihrem eigenen Bekunden ist das bei allen ihren Lesereisen so.

Frech-charmant führt sie uns durch ihr Buch. Es geht ihr um die Darstellung dessen, was Frauen in der Kirche erleben, wenn sie Fragen oder gar Forderungen stellen. Recherchenfundiert deckt sie auf, „was all das vermeintlich rein Innerkirchliche mit einer weltweiten antifeministischen Entwicklung zu tun hat.“ „Es geht mir um die kleinen Nadelstiche, die ganz selbstverständlichen Benachteiligungen, nur weil das Gegenüber eine Frau ist. Würde man so handeln, weil das Gegenüber eine dunkle Hautfarbe hat, dann wäre man Rassist. Handelt man und redet man so, weil das Gegenüber eine Frau ist, was ist man dann ? Katholisch.“ Das verrät sie schon in ihrem knapp 200 Seiten

dickem Buch im Klappentext und auf der hinteren Coverseite.

Das Buch selber ist ein gekonnter Mix aus Beobachtungen in der katholischen Innenszene und aus Erfahrungen mit kirchlichen Würdenträgern, Ordensleuten, Männern und Frauen.

Aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit als Redakteurin (u.a. bei der „Zeit“ und beim Deutschlandfunk) spiegelt der Inhalt des Buches ihre Erfahrungen und Erkenntnisse aus vielen ihrer Sendungen in Funk, Fernsehen und vielen Artikeln wider. Als Bloggerin verarbeitet sie ergänzend auch Meinungen ganz „normaler“ Leute, deren Ansichten sonst kaum irgendwo auftauchen.



Es ist interessant - und durch ihren teilweise humorvollen Stil auch flott zu lesen – wie Florin die Versuche von verschiedenen Theologen, die Anti-Weihe-Argumente kirchengeschichtlich und bi-belinterpretatorisch darstellt. Sie kontert mit der Realität, mit statistisch erhobenen Zahlen vom Auszug der Frauen aus der Kirche. Fairerweise weist sie aber auch auf den parallel verlaufenden Auszug der Männer hin. Aber „Frauen sind keine besseren Menschen. Sie sind nicht die seltsamen und seltenen Lebewesen,

In 17 Kapiteln teilt sie ihre Erfahrungen und Reflexionen mit, die durch sorgfältige Recherchen ergänzt werden. Ihre Titelbehauptung, warum Frauen in der katholischen Kirche mehr Macht brauchen, legt sie dar von verschiedenen Aspekten her. Sie beleuchtet z.B. das Thema „Maria“, die kirchlicherseits als Wahrerin der Hierarchie fungiert. So zeigt sie, wie Joseph Ratzinger Maria instrumentalisiert. Dabei spielt das tradierte Frauenbild in der Kirche die Hauptrolle. Die Männlichkeit Jesu und seiner Apostel sei ein zwingender Beweis, dass Gott als deren Nachfolger nur Männer wolle. Diese Männer haben die Macht und das Sagen. Die Frauenfrage in der Kirche ist eine Machtfrage.

Machtausübung aber ist an die Weihe geknüpft.

Hier ist Christiane Florin bei ihrem Hauptthema angelangt. Die Weihe von Frauen ist unabdingbar, um Mitsprache und Mitgestaltungsrecht, um Macht und Weisungsbefugnis zu bekommen.

zu denen sie lehramtliche Dokumente erklären. Sie sind nichts Besonderes oder genau genauso besonders wie Männer. Priesterinnen garantieren weder volle Kirchen noch eine empathische Seelsorge. Es wäre falsch, größere Attraktivität zu versprechen. Es wäre falsch, den Sinn der Frauenordination mit statistischen Projektionen zu beweisen. Es wäre falsch, Lückenbüsserinnen für verwaiste Pfarrstellen herbeizusehnen. Wer den Priestermangel derart als Zeichen der Zeit deutet, verwechselt Auslöser und Argument. Es gibt gute Gründe, den Ausschluss von Frauen zu beenden, ganz unabhängig vom Leerstand in den Seminaren und Pfarrhäusern. Was der Kirche mehr fehlt als Priester, sind Wirklichkeitsnähe und Wahrhaftigkeit. Warum gehören Frauen zwar zum Alltag, aber nicht zum Altar?“ (S.75)
Es ist interessant und bedeutungsvoll, wie Christiane Florin die Forderung der gerechten

Positionierung der Frau in der katholischen Kirche in den Gesamtzusammenhang der Positionierung der Frau in der Gesellschaft überhaupt stellt.

An diesen Positionierungen arbeiteten wir doch zeitlebens mit, oder ?

Literatur

Christiane Florin: „Der Weiberaufstand“
Broschierte Ausgabe Mai 2017 €18,00

Verlag Kösel München



Leserbriefe

Liebe Gertrud,
schon des Öfteren wollte ich mich bedanken nach dem Lesen der HK über die aktuellen und interessanten Themen, aber diesmal möchte ich es wirklich tun. Ihr habt mit dem Thema der Wiedergabe einer Tagung der Diözese Rottenburg-Stuttgart bei mir ins Schwarze getroffen. Dieses Thema betrifft uns inzwischen alten Heliandfrauen alle. Es ist Euch gut gelungen, das Thema der ausgezeichneten Referentin darzustellen und dazu noch die persönlichen Statements von Dir und Christa Herrmann. Das war sicher nicht nur für mich sehr positiv und ermunternd und anregend. Dafür Euch meinen herzlichsten Dank! Auch für die Anregung entsprechender Literatur DANKE!

Ich selbst bin 88 und lebe mit meinem Mann(94) im eigenen Haus mit Garten. Wir beide sind dankbar, dass uns diese Zeit geschenkt ist. Wir haben eine große Familie, 6 Kinder, 11 Enkel, 5 Urenkel und durften mit der Großfamilie unsere Eiserne Hochzeit feiern. Danach, in einem Dankesgruß einer Enkelin schrieb sie: „...Eure Offenheit, Eure Neugier, Eure lebenswerte Art und Eure Gabe , dass man sich bei Euch immer wie zu Hause angekommen fühlt...“.Ich denke, auch das ist eine Aufgabe für uns „Alte“.

Nochmals danke und macht weiter so, so lange Ihr könnt.

Herzliche Grüße

Anneliese Laubach, Mainz)



Liebe Gertrud,
unsere neue HK "Wir könnens auch mit Stock" ist von vorn bis hinten wieder mal einfach toll. So gute Beiträge, die wirklich unser Leben widerspiegeln habt Ihr zusammengestellt. Ich fühle mich überall bestätigt und das tut richtig wohl. Außerdem kann man noch etliches daraus lernen.

Ist es Zufall das Hinkelspiel der 3 alten Damen und das" Himmel und Erde"-Spiel der Kinder in Brasilien? Einfach lustig!

Mit frohem Gruß

Elisabeth Mergler, Gauting.

Liebe Freunde!

Herzlichen Dank für die "Heliand-Korrespondenz" die ich vor einigen Tagen erhalten habe. Ich freue mich immer darauf. Hoffentlich geht es Euch gut. Bei uns ist es Frühling, doch ist es schon zu heiß und der Regen, den wir gewöhnlich im Juni erhalten, ist ausgeblieben. Wir beten, dass der Regen, der gewöhnlich Ende September Pflanzen möglich macht und all den Tieren Gras schenkt, uns beglücken wird.

Die Armut wächst da die Arbeitslosigkeit zunimmt und auch mehr und mehr Menschen von den verarmten ländlichen Gebieten und von afrikanischen Ländern nördlich von SA sowie von Pakistan, Irak, etc. in den großen Städten SA's Arbeit und eine lebenswerte Zukunft suchen. Viele versuchen ihr Glück in den verlassenen Bergwerken und wohnen in den 'INFORMAL SETTLEMENTS' oder als Heimatlose unter den Tunnels in und rund um Johannesburg.

Schwarze und Weiße bemühen sich, ihnen Decken, Kleidung und heiße Suppen zu bringen, doch die Anzahl der hungrigen Menschen wächst. Alle paar Wochen werden von der Polizei ein paar hundert illegale Zuwanderer wieder über die Grenze abgeschoben. Auch das Verbrechen wächst. Politisch ist es noch schwierig, da Zuma und seine Freunde den Wiederaufbau einer ehrlichen Regierungsstruktur sehr erschweren und Korruption immer noch fortduert. Trotz all dem gibt es Hoffnung unter den Menschen und das Bemühen, dass Schwarz und Weiß zusammen sich um Südafrika kümmern. Leider verlassen viele Weiße mit guter Ausbildung das Land.

Es gibt auch viel Rape (Vergewaltigung) und immer weniger stabile Familien. Die Mehrzahl der Kinder wachsen auf ohne Vater, entweder als Waisen oder mit der Großmutter. Die Mutter muss Geld verdienen, oft durch Prostitution (mehr Aids).

Nochmals herzlichen Dank für Eure Sorge um uns und für all die warme Liebe die Ihr

miteinander und mit der Schöpfung rund um
Euch teilt.

Liebe Grüße

Sr. Angelika Laub, Südafrika

Aktuelles

„Heliand trifft Fridays for Future“

Diese dick gedruckte Überschrift in unserer Tageszeitung für den Kreis Höxter fiel mir vor einigen Wochen ins Auge! Was sollte das sein? Der Untertitel sagte es. „Kunstworkshop in der Gesamtschule: Schüler entdecken 1100 Jahre altes Epos für sich.“ Einige 15 und 16-jährige Schülerinnen und Schüler haben sich von „unserem Heliand“ inspirieren lassen und Bezüge zu ihrer modernen Lebenswelt hergestellt. Das Ganze war der Auftakt zum Kunstfest „Via Nova“, das Ende August und Anfang September im Welterbe Kloster Corvey mit dem Motto „Long ago – far away“ stattfand. Die Arbeiten der Jugendlichen wurden dort ausgestellt.

In mehreren Veranstaltungen – Lesungen, Konzerten und Performances – wurde die Zeitlosigkeit und Spiritualität des Heliand vorgestellt und in Verbindung mit heutiger Kunst gebracht. Ein bekannter Schauspieler las Teile des Heliand in unserer Sprache vor, nicht auf altsächsisch! Den Zeitungslern wurde der Heliand so vorgestellt: „Die Bibeldichtung Heliand wurde um 830 von einem gelehrten Dichter geschrieben und ist eine der größten Leistungen jener Zeit. Vermutlich sollte sie die zwangsgetauften Sachsen mit den christlichen Ideen vertraut machen. Besonderes Gewicht erhält die Bergpredigt, die völlig neue Werte wie die Nächsten- und Feindesliebe benennt – undenkbar nach sächsischer Rechtsauffassung.“ Auch eine Kreuzigung war unbekannt. Man kannte nur den Galgen. Zwei Handschriften des Heliand, im Corveyer Skriptorium kopiert, sind erhalten geblieben. Der Heliand ist ein besonderes Beispiel, wie Spätantike, germanische Lebensgewohnheiten und die christliche Weltansicht der Franken sich gegenseitig durchdringen.

Daher rührt der Bezug zu diesem Kunstfest. Nach den Zeitungsberichten waren die verschiedenen Veranstaltungen sehr abwechslungsreich und gut besucht. Die Idee zu diesem Kunstfest hat mir gut gefallen! Leider konnte ich nicht dabei sein.

Gertrud Singer



Quelle: Wikimedia/freie Bilder – Kreuzgang, Kloster Corvey, Höxter

Aus aller Welt

Vergewisserung

Es macht Sinn, sich gelegentlich über die Motive des eigenen Handelns zu vergewissern. Das gilt auch für den Heliand und sein weltkirchliches Engagement. Gerade auch die älteren Heliand-Schwestern werden sich noch gut daran erinnern können, dass in den 60-er und 70-er Jahren relativ viele junge Heliand-Frauen in Orden, insbesondere missionierende Orden eintraten, aber die Verbindung zum Heliand beibehalten wollten. Sie haben dann neben persönlichen Schreiben die Heliand-Korrespondenz bzw. frühere Veröffentlichungen erhalten, und sehr bald hat der Heliand sie auch bei kleineren Vorhaben ihrer Missionsstationen in Afrika, Asien und Lateinamerika finanziell unterstützt. Viele der Heliand-Schwestern von damals, die in die Mission gingen, leben nicht mehr und andere sind im Alter in ihr Heimatkloster zurückgekehrt. Nur wenige sind in den Entwicklungsländern geblieben, wo sie sich im Rahmen ihrer gesundheitlichen Möglichkeiten weiter engagieren.

Bei den Beratungen auf der Jahreskonferenz 2012 über unser zukünftiges weltkirchliches Engagement wurde sehr deutlich, dass der Heliand sich immer sehr bewusst für die Anliegen der Weltkirche engagiert hat, es aber nicht bei einem theoretischen Interesse belassen, sondern auch einen konkreten Beitrag leisten wollte. Wir haben festgestellt, dass sich das Engagement im Laufe der letzten Jahre verändert hatte, vor Allem weil weniger Schwestern in den Entwicklungsländern leben. Allerdings bestanden immer auch Kontakte von Heliand-Frauen in Deutschland mit Projekten in Ländern des Südens, so dass zusätzlich zu den Verbindungen zu den Heliand-Schwestern kontinuierlich kleine entwicklungsbezogene Vorhaben unterstützt wurden. Außerdem haben einzelne junge Heliand-Frauen im Entwicklungsdienst mitgearbeitet. Das weltkirchliche Engagement des Heliand geht also über die Pflege der Beziehungen zu den Ordensschwestern hinaus.

Nach den Beratungen und trotz der Veränderungen hat die Jahreskonferenz 2012 entschieden, sich als Heliand auch weiterhin weltkirchlich zu engagieren und auf Bundesebene Projekte für Mädchen und Frauen zu fördern. Auf dieser Grundlage werden in der Regel zweimal jährlich Projektvorhaben auf Bundesebene vorgeschlagen, für die jeweils um Spenden gebeten werden. Erfreulicherweise kann der Heliand mit den großzügigen Spenden von Mitgliedern und Freunden/innen auf diese Weise zur Durchführung kleinerer Entwicklungsvorhaben beitragen.

Frauen im Gefängnis von Lampa/Peru verbessern ihre Ernährung

Die Tatsache, dass weltweit weniger Frauen als Männer kriminell sind, hat dazu geführt, dass sich Justiz und auch der Strafvollzug auf die Bedürfnisse und Lebensweise von Männern eingestellt haben. Das gilt auch für Gefängnisse in Peru. Struktur und Organisation des Lebens im Frauengefängnis berücksichtigen weder die gesundheitliche Situation noch die hygienischen Bedürfnisse von Frauen, die auch anders als Männer mit Isolierung und dem engen Zusammenleben mit fremden Personen umgehen. In Peru leben im Gefängnis zum Teil kleine Kinder bei ihren Müttern. Sie haben dann zwar die mütterliche Fürsorge, aber das Ambiente ist für Kinder völlig ungeeignet. In Peru müssen die Gefangenen sich zum Teil selber mit Lebensmitteln und Hygieneartikeln versorgen, was den mehrheitlich armen Frauen kaum möglich ist.

P. Vicente Michael Imhof, Franziskaner aus Heidelberg, der seit 27 Jahren in Peru lebt und u.a. in der Gefangenenseelsorge in Lampa/Region Puno tätig ist, hat auf die schwierige Lage der Frauen im Gefängnis aufmerksam gemacht. Er bittet um Mithilfe bei der

Organisation und Durchführung eines Projekts, das die Ernährung der Gefangenen und ggf. ihrer Kinder im Frauengefängnis verbessert. Wie in anderen Gefängnissen ist die Ernährung der Frauen in Lampa nicht ausgewogen, was auch gesundheitliche Probleme mit sich bringt.

Im Projekt ist vorgesehen, ungenutzte Flächen im Gefängnis Lampa für die Organisation organischen Gemüseanbaus zu nutzen, um die schlechte Ernährungssituation von 67 Frauen - mit zum Teil Kindern - zu verbessern. Es sind junge und alte Frauen aus Peru, Bolivien und Kolumbien, die in Lampa ihre Strafe verbüßen. Mit Zustimmung der Gefängnisleitung werden alle Aktivitäten gemeinsam mit den Frauen geplant und durchgeführt. Die Gefangenen werden praktisch und theoretisch in den biologischen Gemüseanbau eingeführt, damit sie dann die Aussaat, Pflege und Ernte der Gemüsepflanzen unter fachlicher Anleitung übernehmen können. Neben der konkreten Arbeit werden die Frauen an die Natur herangeführt und erleben, dass durch ihre Arbeit Leben in der Natur entstehen kann. Sie lernen aber auch für ihr Leben nachdem Gefängnis, weil sie ihre erworbenen Kennt-

nisse und Fähigkeiten im Alltag nutzen werden können.

Die 67 Frauen werden im gesamten Prozess des Gemüseanbaus fachlich begleitet. Das Projekt wird zunächst 12 Monate dauern, danach sollten die Frauen in der Lage sein, den Gemüseanbau weiterzuführen, ggf. mit reduzierter fachlicher Begleitung. P. Imhof hat einen detaillierten Kostenplan aufgestellt und bittet für das erste Jahr um €4.003,00 und für das zweite Jahr um € 500,00 für den Kauf von Samen u.ä. Der Heliand hat schon einmal großzügig für ein ähnliches Projekt im Frauengefängnis Tacna/Peru gespendet. Wir hoffen, dass wir auch diesem Projekt der Gefangenenpastoral einen guten Betrag zur Verfügung stellen können, und bitten um Spenden. Herzlichen Dank!

Beide Texte: Christel Wasiek



Landschaft in Peru/Region Puno. Das Gefängnis liegt in der Stadt. Viele Gefangene stammen aber vom Land.

Foto: Christel Wasiek

Reflexion der Partnerschaft Lengfeld – Pacoti/Brasilien

Marianne Grave ist eine von vielen Heliand-Frauen, die sich weltkirchlich engagieren und Weltkirche persönlich und in ihrer Gemeinde leben. In diesem Beitrag erzählt sie, wie alles begann und zieht ein Resumé ihres Engagements.

Besuch in Lengfeld

Unsere Gemeinden im Ökumenischen Zentrum Lengfeld hatten in diesem Sommer wieder Besuch von Freunden unserer brasilianischen Partnergemeinde Pacoti im Nordosten Brasiliens. Es war nicht das erste Treffen, aber dieses Mal ein für mich besonders wichtiges, denn nach 24 Jahren werde ich im Frühjahr 2020 den Vorsitz

im Verein "Partnerschaft Lengfeld-Pacoti" abgeben und mein Engagement beenden.

Wie haben die Kontakte begonnen, was hat der Verein in Pacoti getan und erreicht und wie sieht die Zukunft aus?

Im Jahr 1942 ist der Lengfelder Priester, P. Kilian Mitnacht, als Seelsorger nach Pacoti gekommen und 1995 dort auch gestorben. Der Kontakt zur Heimat war immer geblieben. 1975 hat er bei einem Besuch die beiden Gemeinden Lengfeld und Pacoti als Schwestergemeinden bezeichnet, und im Jahr 1985 besuchten sieben Lengfelder zum ersten Mal Brasilien. Als damalige PGR-Vorsitzende war ich mit dabei. Da ich viele Jahre in Lissabon gearbeitet hatte

und Portugiesisch spreche, konnte ich mich auch direkt mit den Menschen in Pacoti verständigen. Der Besuch war kurz aber beeindruckend und ich wusste sofort: Ich komme wieder. Im Jahr 1996 wurde dann der Verein „Partnerschaft Lengfeld-Pacoti“ gegründet. Trotz kürzerer Aufenthalte in Pacoti begann die intensive Zusammenarbeit erst nach meinem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 1999. Ich blieb jeweils fünf bis sechs Monate im Jahr in Pacoti und machte Sozialarbeit, wobei es wichtig war, sich immer zu fragen, welche Unterstützung unsere Freunde brauchten.

Kein Projekt, sondern Begleitung

Wir haben kein „Projekt“ organisiert, sondern die Menschen und die Kirchengemeinde in ihrem Alltag begleitet. Zwei Schwerpunkte dieser Begleitung bestehen weiterhin: die schwierige Wohnsituation der Gemeindeglieder und die Ausbildung der Jugendlichen. „Das Recht auf Wohnraum ist ein Menschenrecht“, sagte unser Bischof Franz Jung in einer Predigt, was mich darin bestätigte, zuerst Wohnraum für Familien zu schaffen und erst dann weitere Aktivitäten zu überlegen. Mit dieser Intention haben wir sehr vielen Familien mit Baumaterial geholfen, gebaut haben sie dann selber, auch mit Hilfe von Freunden. An der Unterstützung beim Bau zeigte sich dann auch, wie weit die Familien in ihrer Nachbarschaft integriert sind. Die Familien sind für die Hilfe dankbar, aber es gibt auch manche, die eher fordernd sind.



Gespräch mit Vorstandsmitgliedern in Pacoti
Foto: Martha Öhrlein

Eine gute Ausbildung ist der einzige Weg aus der Armut, diesen Satz kennen wir, und er ist richtig. Aber auch in Brasilien kostet Ausbildung Geld, so dass kinderreiche arme Familien von vornherein benachteiligt sind. Um nicht willkürlich zu entscheiden, haben wir sehr bald mit der Partnerorganisation in Pacoti Kriterien für ein Auswahlverfahren sowohl für die Förderung oder Verbesserung von Wohnraum als auch für die Auswahl von Jugendlichen für einen Zuschuss zu Studienkosten vereinbart.

Heute begegne ich bei meinen Aufenthalten in Pacoti immer wieder Lehrern, Apothekern, Krankenschwestern und Verwaltungsfachleuten, die sich für die Unterstützung ihrer Ausbildung bedanken.

Erfreulicherweise sind in Pacoti, wenn auch sehr langsam, Eigeninitiativen entstanden, z.B. Capoeira-Kurse für Kinder oder Lebensmittelsammlungen in besonderen Notfällen (wie sie auch durch den Wegfall von Sozialleistungen durch den neuen Präsidenten entstehen), oder auch Nachbarschaftshilfe. Diese Entwicklung ist positiv, auch wenn die Methode „Handaufhalten“ leider noch sehr verbreitet ist.

Engagement in Lengfeld

Das Engagement der vielen Verantwortlichen und Interessierten in der Gemeinde hat sich noch einmal beim Besuch der brasilianischen Gruppe in Deutschland intensiviert. Für beide Seiten waren die persönliche Begegnung, die vielen Gespräche und das Miteinander im Alltag wichtig. Insbesondere das Kennenlernen der Arbeit eines Ökumenischen Zentrums war für die brasilianischen Besucher eine neue Erfahrung. Der Besuch hat der Arbeit gutgetan und sie vertieft, so dass die Vorstellung von den Schwesterngemeinden Wirklichkeit geworden zu sein scheint. Pacoti ist ein Teil von Lengfeld, was vielen immer wieder neu bewusst wird, andererseits aber auch längst selbstverständlich ist.

Resumé

Die Zeit, seit ich Rentnerin bin, stellt einen ganz neuen Lebensabschnitt für mich dar, weil sie mir ein Leben mit den Brasilianern in Pacoti erlaubt hat. Trotz vieler Reisen im Laufe des Lebens und meiner Zeit in Lissabon, war es nicht ganz einfach, mich an die brasilianische Mentalität zu gewöhnen. Anfangs habe ich mich immer wieder beim Vergleichen mit Deutschland ertappt. Die vielen wunderbaren Kontakte mit Freunden und sehr vielen Menschen, die uns vertrauten und mit ihren Sorgen und auch Freuden zu uns kamen, haben mich gelehrt, das Leben immer großzügiger, offener, lernbereiter und toleranter zu sehen und im Alltag wertzuschätzen.

Für mich ist jetzt Zeit, die Aufgaben offiziell weiterzugeben. Mein Nachfolger kennt Pacoti schon und in der Gemeinde gibt es viel Engagement im Verein „Partnerschaft Lengfeld-Pacoti“, u.a. von zwei Brasilianern, die in der Gemeinde leben. Persönlich bin ich dankbar und froh über meine Zeit mit den Menschen in Brasilien, mit denen ich leben, beten und arbeiten durfte. Und mit vielen Freunden werde ich weiter in Verbindung bleiben – die modernen Kommunikationsmittel machen es möglich und das Herz freut sich!

Marianne Grave

*Sieh an mein Haus ob dunkel oder hell,
niemals soll es verschlossen sein, wenn jemand an die Türe pocht.
Möge auch Christus mir sein Haus nicht verschließen.*

Irischer Segensspruch

Wir bitten herzlich um Spenden für das neue Projekt auf Bundesebene „Frauen im Gefängnis von Lampa/Peru verbessern ihre Ernährung“, für das rund €4.500,00 benötigt werden. Wir wollen P. Vicente Michael Imhof einen möglichst guten Betrag zur Verfügung stellen, damit die Bio-Gemüseärten Wirklichkeit werden.

Missionskonto

des HELIAND – Kreis Katholischer Frauen

LIGA Bank Regensburg,

IBAN: DE 75 7509 0300 0002 2192 98

BIC: GENODEF1MO5

Wir bedanken uns herzlich für die großzügigen Spenden für das Jubiläumsprojekt „50 Jahre Centro Social Sao José do Monte“ in Caruarú/Brasilien. Es stehen rund €6.000,00 bereit. Wir berichten in der nächsten Heliand-Korrespondenz.